

archäologischen Quellen zu erschließen – deutet sich in der schriftlichen Überlieferung die Funktion einzelner Burgen als Zehnteinnahmestelle, Ort der Gerichtsbarkeit oder Münzstätte an. Die Beziehung zwischen Königshof/Kirchengut und Burg ist, wie z. B. schon Weidemann oder Schwarz gezeigt haben, auch in Nordbayern kein unübliches Muster.

Ettels Arbeit wird längere Zeit für die weitere Erforschung der frühmittelalterlichen Burgen Nordbayerns und weit darüber hinaus bestimmend sein. Burgen werden nun wieder stärker in einem räumlichen Bezug zu begreifen sein, d. h. auch als siedlungsdynamisches Phänomen in der Tradition seines Lehrers W. Janssen. Von dem allgemein verbreiteten, alleinigen Erklärungsmuster „Fluchtburg“ wird man Abschied nehmen dürfen und trotz aller Unterschiede zum Hoch- und Spätmittelalter die multifunktionale Rolle der frühmittelalterlichen Burg in den Vordergrund rücken, als Stützpunkte in Kriegen, als frühe befestigte Siedlungen oder gar Pfalzen unter Regie von König und hohem Adel, als Versammlungs-, Gerichts- und Beurkundungsort, aber auch als Fluchtburg und kurzfristige Anlage. In der frühmittelalterlichen Burg wird schon vieles antizipiert, was sich konzentriert und verdichtet mit den zugehörigen Wirtschaftsanlagen in der späteren Adels-, Residenz- und Territorialburg wiederfindet. Im ganzen Mittelalter geht der Burgenbau von der Oberschicht (König, Adel, Kirche) aus. Ringmauern, Tore, Türme, repräsentative Bauten, Kapellen und Wirtschaftsanlagen (z. T. mit produktivem Handwerk) finden sich auch schon im frühen Mittelalter. Die differenzierende Fortentwicklung der mittelalterlichen Gesellschaft (z. B. Aufstieg der Ministerialität) drückt sich vor allem seit dem 11. Jahrhundert durch den Bau von Burgen aus. Den Höhenburgen, den Burgen vom Typ Motte, den Turmburgen und den Niederungsburgen gehört die Zukunft. Die produktive Wirtschaftstätigkeit und der Handel verlagern sich schließlich von den Burgen in die aufblühenden Städte.

D-30175 Hannover  
Scharnhorststraße 1  
E-Mail: hans.heine@nld.niedersachsen.de

Hans-Wilhelm Heine  
Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege  
Referat Archäologie

**THOMAS MEIER, Die Archäologie des mittelalterlichen Königsgrabes im christlichen Europa.** Mittelalter-Forschungen, Band 8. Jan Thorbecke Verlag, Stuttgart 2002. 68, – €. ISBN 3-7995-4259-0. 478 Seiten mit 173 Abbildungen.

Der Tod von Personen des öffentlichen Lebens – Politiker, Kulturschaffende, besonders aber von Angehörigen der Königshäuser und des Adels – bildet auch in der „postmodernen“ und „globalisierten“ Welt ein einschneidendes gesellschaftliches Ereignis, dem mit gemeinschaftstiftenden Ritualen begegnet wird. Umso mehr erscheint der Tod des mittelalterlichen Herrschers als ein traumatisches Ereignis, das durchaus geeignet ist, soziale Verwerfungen zu erzeugen, wenn dadurch bestehende Strukturen in Frage gestellt werden können. In seiner Studie widmet sich der Verf. diesem Akt „liminaler Statusumkehr“. Ausgehend von einem Archäologiebegriff, der über Bodenfunde und -befunde hinaus jegliche materiellen Zeugnisse umfaßt, überschreitet der Autor die Grenze zwischen den Disziplinen Archäologie und Kunstgeschichte. Meier bezieht neben dem Grabbau und der Beigabenausstattung die ober-

tätig sichtbare Grabkennzeichnung als Quelle mit ein. Er versteht Gräber insgesamt als „semiotische Zeichen an Zeitgenossen und spätere Generationen“, die er weniger im Sinne einer historischen Semantik denn vor dem Hintergrund eines „politischen Diskurses“ untersuchen möchte.

Die Arbeit setzt sich aus vier Teilen zusammen. Nach der Einleitung bilden die Kapitel zur „Beigabenausstattung“ einerseits und zur „Kennzeichnung des Grabes“ andererseits die zentralen Säulen und weisen die „Wege zur historischen Interpretation“. Abschließend folgt eine mehrsprachige, nach Abschnitten strukturierte Zusammenfassung. Ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein detailliertes Register runden die Münchner Dissertation ab. Die Studie ist mit Strichzeichnungen und photographischen Abbildungen umfassend und benutzerfreundlich ausgestattet. Die vergleichenden Analysen, beispielsweise der Beigabekombinationen, werden umfangreich anhand von Tabellen belegt. Die Verbreitungen ausgewählter Realien sind auf Karten dargestellt, deren Fundortnachweise allerdings etwas unglücklich im Anmerkungsapparat erscheinen.

Ausgangspunkt der Studie sind 104 Beisetzungen von Königinnen und Königen zwischen der Jahrtausendwende und dem 15. Jahrhundert. Von diesen stuft Meier 33 als „vollständig auswertbar“ ein. Räumlich konzentriert sich der Verf. auf die Grablegen zwischen iberischer Halbinsel und Polen/Ungarn, zwischen Skandinavien und Italien, während frühe iroschottische Königreiche sowie die Kiever Rus' und die islamischen Reiche ausgespart bleiben. Mit einleitenden Bemerkungen zu „Statusumkehr und Übergangsritual“ errichtet Meier eine theoretische Plattform, neben der Hinweise zu den gewählten Begrifflichkeiten, zum Stand der Forschung und eine Übersicht zur mittelalterlichen und neuzeitlichen Quellenlage stehen. Im zweiten Teil der Untersuchung steigt der Verf. in die Diskussion der Beigabenausstattung ein. Hier geht es weniger um eine antiquarische Analyse als um eine zeitliche und regionale Einordnung der nach Gattungen behandelten Beigaben, wobei der Verf. aus „semiotischer Perspektive“ Insignien von Standeszeichen und allgemeinen Beigaben unterscheidet. Die Insignien königlicher Macht gelangen nicht als Originale, sondern in Form von Funeralfertigungen ins Grab, wobei im Spätmittelalter eine zunehmende Qualitätssteigerung in Ausführung und Material zu erkennen ist. In allen Fällen zeichnet die Beigabenpraxis königlicher Beisetzungen die bekannte Lücke zwischen früh- und hochmittelalterlichen Bestattungen nach. Krone, spharia, Szepter und main de justice sind erstmalig in den salischen Königsgräbern anzutreffen und werden dann im 13. Jahrhundert auch außerhalb des deutschen Reiches beigegeben. Angesichts der Überlieferungsbedingungen bleiben Unterschiede in der Beigabekombination sowie deren zeitliche bzw. regionale Differenzierung vorsichtig zu bewerten. Allein die Kronenkopie wird konstant beigegeben. In Hinblick auf strukturelle Ähnlichkeiten der Beigabenpraxis verweist Meier auf die Bestattungen der Kleriker – hier besonders (Erz-)bischofsgräber – in denen Pallium, Stola, Mitra und Pedum als Amtszeichen ebenfalls in Form von Kopien oder Altstücken vertreten sind. Als Standeszeichen wertet Verf. qualitativ hochwertige Schwerter und Sporen. Sie stehen in der Tradition der Prunkgräber, und auch unter Berücksichtigung der Überlieferungslücke zwischen dem frühen und hohen Mittelalter folgen sie der Beigabenausstattung des berittenen Kriegers. Die dritte Gruppe, Fingerringe, Kreuze sowie weitere Beigaben „ohne soziologische Signifikanz“ reflektiert eine vielerorts geübte Beigabensitte mit entsprechender regionaler und zeitlicher Variabilität. Verf. widmet sich besonders der Ringbeigabe, die vermutlich von den Bischofsgräbern Anregungen erfuhr. Neben Einflüssen aus dem Rhein-Mosel-Gebiet des 11./12. Jahrhunderts richtet der Verf. den Blick auf das Gebiet östlich der Elbe und weist zu Recht auf mögliche slawische Einflüsse hin, die jedoch wiederum im Kontext der interpersonalen Beziehungen zu sehen sein werden.

Mit der These, bei den Beigaben handle es sich um Teile einer perpetuierten Aufbahrung, schlägt der Verf. ein Interpretationsmodell vor, das sicherlich nicht nur für mittelalterliche Fragestellungen von Interesse sein dürfte. Gleichsam rückblickend und vor dem Hintergrund einer weitgehend standardisierten hoch- und spätmittelalterlichen Grabausstattung widmet sich der Verf. überdies jenen frühmittelalterlichen Grabfunden, die in der Forschung mit *reges* in Verbindung gebracht worden sind. Kritisch beleuchtet Meier Fragen der personalen Zuweisung (z.B. Arnegundis, Haithabu-Bootskammergrab), des mutmaßlichen Insigniengebrauches (z.B. Sutton Hoo) und des Reichtums (z.B. Ostrów Lednicki) als Kriterien für Königsgräber. Gegen die gängigen Forschungsmeinungen stellt Meier die „uncharakteristische und diffuse“ Beigabenausstattung heraus und verwahrt sich konsequent gegen die Begriffe „*insignia*“ und „*regalia*“ in diesem Zusammenhang. Abschließend stellt er die – allerdings nicht ganz neue Frage – in welchem Maße der frühmittelalterliche Herrscher sich kraft seiner Person qualifizierte und wie sich dies im Bestattungsbrauch niederschlägt.

Im dritten Abschnitt untersucht der Verf. die Grabkennzeichnung. Hierzu rechnet er neben den obertätigen Zeichen auch Siegel- und Namensringe sowie bleierne Grabauthentiken, Realien also, die sich zumeist der Sichtbarkeit entziehen. In der umfassenden Analyse der Grab- und Reliquienauthentiken zeigt Meier Kontinuitäten zwischen Spätantike und Frühmittelalter sowie der hochmittelalterlichen Beigabenpraxis auf und arbeitet regionale wie soziale Unterschiede heraus. Ein „Popularisierungsprozeß“ wird dann faßbar, wenn neben Erzbischöfen und Königen auch Grafen oder einfache Priester sich dieser Zeichen bedienen. Mit einem Überblick zu den Epitaphien, Platten und Wappen kann der Verf. vor allem für die frühmittelalterliche Mediterraneis sowie die Papstgräber antike Traditionstränge nachzeichnen und herausstellen, daß diese obertätig sichtbaren Zeichen neben dem Figurengrabmal den wichtigsten Zeichenvorrat der hochmittelalterlichen Grabkennzeichnung stellen. Das Figurengrabmal, vor allem die klassische Ganzkörperfigur (*gisant*), entwickelt sich ab dem 13. Jahrhundert für Königtum, Adel und Episkopat zur gängigen Grabkennzeichnung. Auch hier erfaßt Meier einen Prozeß sozialer Angleichung, in dem sich nachgeordnete Gruppen wie Adel oder städtisches Bürgertum dieser Zeichen bedienen und damit das Königtum zur Entwicklung und Adaption neuer Formen und Materialien animieren. In der überregionalen Perspektive werden unterschiedliche „Landschaften der Grabkennzeichnung“ sichtbar, die eine westliche Zone bis zum Rhein neben den mittel- und nordeuropäischen Regionen erkennen lassen. Eine besondere, weitgehend auf England und Skandinavien beschränkte Form der Kennzeichnung bildet die Deponierung von Waffen, die zuvor im Trauerkondukt mitgeführt wurden.

Indem Meier die „Wege zur historischen Interpretation“ einschlägt, resümiert er zunächst vergleichend obertätige und grabinterne Kennzeichnung und Beigabensitte: Die fortlaufende Darstellung des Toten *in planctus* und in der Aufbahrung ist das primäre Ziel. Meier versteht sie als „faktische Mitteilungen“ über Amt und Taten des Toten. Im Sinne des angestrebten politischen Diskurses wendet er sich abschließend den externen Motiven zu. Es sind jene Merkmale, die nicht aus dem Zeichenfundus des Königsamtes schöpfen und die in Form von „*traditio*“, „*stupor*“ und „*imitatio*“ nach Meinung des Autors die zentralen Säulen des mittelalterlichen Königsgrabes im christlichen Europa bilden. Erstere konstituiert über „*memoria*“ und „*fama*“ Gemeinschaft und Legitimation. „*Stupor*“ findet im Zeichensystem des Königsgrabes seinen Ausdruck in der Schaffung von Kommunikationsstrukturen, die durch Bezüge auf „die frühere Zeit“ oder „den anderen Ort“ Gegenstände als polysemische Bedeutungsträger konstituieren. Die Adaption und Integration gleich- oder höherwertiger Zeichen aus „anderen“ Königs- und Bischofsgräbern ermöglicht die eigene Rangerhöhung.

Auf den Wegen der historischen Interpretation verläßt Meier auch die facettenreichen Felder objektorientierter und sehr verdichteter Merkmalsanalysen zugunsten der programmatisch genannten „longue durée“. In der diachronen wie synchronen Betrachtung zeigen sich die strukturellen Gemeinsamkeiten wachsenden Prunkes der Grabsitten. Zunächst in Form der Beigaben, dann besonders der obertätigen Grabkennzeichnung reflektieren diese Zeichen individuelle Herrschaftsrepräsentation, und am vorläufigen Ende dieses Weges erkennt der Verf. den Zeichenwandel auch als einen Ausdruck „fortschreitenden Machtverlustes“ und der Aufgabe „persönlicher Autorität“ im Zuge der Entstehung einer transpersonalen Staatsvorstellung an.

Dem Autor gelingt es, die von ihm thematisierten Aspekte kenntnisreich vorzustellen und mit eigenen Analysen zu beurteilen. Grenzüberschreitungen bringen es mit sich, daß für manchen Leser Bereiche offen bleiben oder nur in Ansätzen gestreift werden – beispielsweise der Zusammenhang zwischen Grabplastik und Bauplastik im 12./13. Jahrhundert. Für weiterführende Diskussion wird sicherlich die These des Autors sorgen, die Beigaben und insbesondere Grabauthentiken seien weniger in Hinblick auf die Heilserwartung denn auf die implizierte Graböffnung niedergelegt worden. Auch wenn ab dem 11./12. Jahrhundert das Gebot der Unverletzbarkeit des Grabes in Frage gestellt wird, sollte die Bedeutung der Jenseitsvorsorge als Vorbereitung auf das Jüngste Gericht nicht unterschätzt werden. Dankenswerterweise verzichtet Meier auf dezidierte theoretische Diskurse. Allerdings hätten entsprechende Überlegungen seine Analysen nicht nur konturiert, sondern in mancher Hinsicht auch die Beziehungsgeflechte transparenter erscheinen lassen. So wäre es wünschenswert gewesen, die Ausführungen nicht allein auf U. Eco zu gründen, sondern beispielsweise auch C.S. Peirce oder G. SONESSON (*Pictorial concepts. Inquiries into the semiotic heritage and its relevance to the interpretation of the visual world* [Lund 1989]) als Kultur- und Bildsemiotiker mit einzubeziehen. Eine aus den Quellen gespeiste Abgrenzung von Begriffen wie „Zeichen“, „Signifikat“ oder „Code“ hätte sie ihrer Rolle als Behälter für unterschiedlichste Begriffsinhalte beraubt und den ohnehin stark bild- und sprachorientierten semiotischen Diskurs zugunsten einer Semiotik der materiellen Kultur bereichert. In der Perspektive der „longue durée“ wäre es durchaus möglich gewesen, die Unterschiede in Beigabenausstattung und Grabkennzeichnung zwischen den einzelnen Gruppen und Schichten im Sinne eines „Popularisierungsprozesses“ herauszustellen. Nicht nur P. Bourdieu, sondern auch M. Weber oder N. Elias haben hierzu Vorstellungen geäußert, die mit dem archäologischen Quellenmaterial zu konfrontieren interessant gewesen wäre. Der Begriff der „Liminalität“ bildet für den Verf. ein wichtiges Element im Verständnis des königlichen Todes und des angestrebten politischen Diskurses. „Liminalität“ gründet sich auf das Konzept der „rites de passage“ des vom Verf. nicht genannten A. van Genep. Es wurde durch den Ethnologen V. Turner nicht zuletzt im Sinne von Drama- und Theateranalogien entwickelt (V. TURNER, *Dramas, fields, and metaphors. Symbolic action in human society* [Cornell 1975]) und mitunter eher unkritisch auf eine Vielzahl von sozialen und kulturellen Phänomenen übertragen. Der Schlußfolgerung Meiers, daß die Zeichenauswahl weniger einem aktuellen Anlaß folgt, sondern Ausdruck einer historischen Pfadabhängigkeit ist, mag man folgen. Wenn er jedoch postuliert, daß „aktuelle Katastrophen“ und „schwelende Krisen“ des Königtums der Anlaß zur Zeichenproduktion und Zeichenverwendung sind (S. 362 ff.), so erscheint die Benutzung des Liminalitätsbegriffes ohne weitere Ausführungen etwas überstrapaziert. Hier hätte sich ein Bezug zum „Comunitas“-Modell angeboten. Dieses ist eng mit dem „Liminalitäts“-Begriff verbunden und wurde gerade durch Turner anhand christlicher Gemeinschaften untersucht (V. und E. TURNER, *Image and pilgrimage in Christian culture. Anthropological perspectives* [New York

1978]). Der interne Zeichengebrauch sowie sein externer Bezug ließe sich durchaus im Sinne von „Communitas“ und „Liminalität“ thematisieren.

Zusammenfassend hinterläßt die Studie von Meier einen mehr als positiven Eindruck, ist es doch dem Verf. gelungen, eine gründliche und umfassende Analyse aus einer neuen und für alle Disziplinen fruchtbaren Perspektive vorzulegen. In der Überschreitung der Fachgrenzen und mit der Zusammenführung von Bodenbefunden und obertätigen Grabbauten zu einem einheitlichen Komplex gelingt es dem Verfasser, gleichermaßen Strukturmerkmale wie Prozesse herauszuarbeiten.

D-24098 Kiel  
E-Mail: umueller@ufg.uni-kiel.de

Ulrich Müller  
Universität Kiel  
Institut für Ur- und Frühgeschichte

**KLAUS BRANDT/MICHAEL MÜLLER-WILLE/CHRISTIAN RADTKE (Hrsg.), Haithabu und die frühe Stadtentwicklung im nördlichen Europa.** Schriften des Archäologischen Landesmuseums, Band 8. Wachholtz Verlag, Neumünster 2002. 84, – €. ISBN 3-529-01812-0. 451 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Dieser schwerwiegende Band ist das Ergebnis eines Kolloquiums in Schleswig vom 25.–27. September 1998. Er stellt auch eine Ehrenbezeugung für die Untersuchungen in Haithabu/Hedeby und vor allem für die 35 Jahre währende Tätigkeit Kurt Schietzels dar. Das Buch bietet einen willkommenen Überblick über den aktuellen Forschungsstand betreffend Haithabu und die Problematik älterer, zeitgleicher und jüngerer Handelsplätze in Nord-europa. Zahlreiche erstrangige Wikingerzeitforscher haben zu dem Band beigetragen, der fünf Abteilungen mit jeweils drei bis sechs Artikeln beinhaltet: I. Forschungsgeschichte und Forschungsstand, II. Schifffahrt und Handel, III. Nahrungswirtschaft und Handwerk, Kleidung und Schmuck, IV. Ältere und zeitgleiche Handelsplätze, V. Jüngere Handelsplätze.

D. Unverhau leitet den Abschnitt über die Forschungsgeschichte von Haithabu ein. Im Mittelpunkt der ausführlichen und sorgfältigen biographischen Übersicht stehen die Leistungen von J. Mestorf. Früher als andere war sie über die Datierung von Haithabu im klaren, und ihr gelang auch die Unterscheidung zwischen Haithabu und Schleswig. Mestorf identifizierte die Halbkreiswälle als eine selbständige Erscheinung und nicht nur als einen Teil des Dannewerks. Trotz unzureichender finanzieller und persönlicher Ressourcen initiierte sie zusammen mit ihren beiden Mitarbeitern W. Splieth und F. Knorr eigene Untersuchungen. Unverhau zitiert ausführlich aus den Tagebüchern Mestorfs und aus ihrer Korrespondenz u. a. mit S. Müller und O. Montelius. Diese Notizen sind wertvolle Zeitdokumente und geben uns lebhaft Einblicke in die damalige wissenschaftliche Diskussion.

Die unbestrittene internationale Bedeutung der Untersuchungen in Haithabu wird von E. Roesdahl und D.M. Wilson hervorgehoben. Roesdahl betont die Komplexität von Haithabu, dessen Lage im Grenzgebiet verschiedener Kulturen die Interpretation im Vergleich zu anderen wikingerzeitlichen Plätzen schwierig macht. Wilson gibt einen interessanten Überblick über die Wikingerzeitforschung auf den Britischen Inseln. Aus skandinavischer Sicht ist es interessant zu erfahren, wie eng die Beziehungen zwischen skandinavischen und britischen Archäologen, z. B. J.J.A. Worsaae, waren. Beiden Autoren heben hervor, daß die Veröffentlichungen der modernen Forschungen in Haithabu mustergültig sind. Statt nach einer